Cornelia Richter (Bonn)

Leben in Krankheit und Krise.

Vortrag zur Ausstellung „Bleiben im Treibenden“ von Gerhard Mevissen,
St. Edith Stein-Kirche/Emmauskirche, 22.03.2018

1.

Bilder einer Ausstellung. Bilder, die uns im Kreis gehen lassen, hinauf und hinunter. Bilder, an deren Ende – oder ist es der Anfang? – Bilder, an deren Ende die Sturmstillung steht, mit dem Schiff, das zugleich der schneebedeckte Sinai und das weiße Zelt der Stiftshütte ist.

Zu diesem Bild steigen wir hinauf, gerade so wie es einst Mose tat; wir ziehen ihm nach, gerade so wie es das Volk Israel tat, und danach steigen wir wieder hinab in die Fluten des Lebens, so wie es die Jünger taten als sie das Schiff bestiegen. Der Sinai, die Stiftshütte, das Schiff – allesamt Krisenorte, Orte der Entscheidung, Orte, an denen offen und ungeklärt ist, wie es weitergeht. Ein Bild der Krisenverdichtung.

Der Krisenbegriff ist bereits in der griechischen Ursprungsbedeutung (κρίνειν) „scheiden“, „unterscheiden“ und „entscheiden“ auf Situationen bezogen, deren Ausgang offen ist, aber von hoher Bedeutung für das weitere Ergehen. In der lateinischen Variante (crisis) ist der Begriff leiblich konnotiert – es geht um das körperliche Wohl oder Unwohl, d.h. letztlich um Leben und Tod. Eine Krise ist deshalb immer ein Zustand der Ambivalenz, weil sein Ausgang offen ist. Eine Krise ist deshalb immer ein dynamisches Geschehen.

Das gilt besonders für jene individuellen und existentiellen Lebenssituationen, die einen gravierenden Bruch, eine bedrohliche Infragestellung oder – besonders in der Palliativmedizin – das definitive Ende des bisherigen Lebens/der bisherigen Routine mit sich bringen könnten; diese Lebenssituationen stellen uns deshalb auch prospektiv bedrohliche und ängstigende Szenarien vor Augen.

Je nachdem, wie wir in diesen Szenerien auftreten, ob als Akteure mit eigener Motivation und Intention oder eher in einer passiven Rolle, werden wir solch eine Krise unterschiedlich beschreiben: Solange wir handeln können, sagen wir: „ich entscheide mich“. Ist uns das

eigenständige Handeln genommen, dann sprechen wir eher von einem Ereignis; wir sagen: „es entscheidet sich“. Oder wir wählen noch ganz andere Bilder, zum Beispiel: Bruch, Abbruch, Katastrophe, Fall, Fall ins Bodenlose, Anfechtung, Verzweiflung, Uneigentlichkeit. All diese Bilder sind Bilder der Krisenverdichtung. Emotional sind sie schwarz gefärbt, dunkel und düster – denn Abgründe sind finstere Orte, man sieht in ihnen kein Licht.

Deshalb fühlen wir uns einer Krise meist ausgeliefert. Sie ereignet sich, sie bricht über uns herein, sie überrollt uns. Unsere Eigenaktivität wird als stillgestellt, außer Kraft gesetzt oder gar als gebrochen empfunden; die Krise ist mit Gefühlen der Ohnmacht verbunden. Wir fühlen uns ausgeliefert, ausgestoßen, entwurzelt und entfremdet. Bisher vertraute Rückzugsorte haben ihre Routine und Sicherheit verloren oder sind, z.B. im Falle einer schweren Erkrankung, mit der Empfindung des Verlusts, des wechselseitigen Befremdens und Entfremdens verbunden; besonders intensiviert ist dies angesichts der bevorstehenden endgültigen Transition im Kontext der Palliativversorgung.

Allerdings gilt auch dies: Im Gegenzug können paradoxerweise die mit der kritischen Situation verbundenen Orte wie Krankenstationen, Pflegeheime, Palliativstationen oder Hospize als positiv besetzte Rückzugsorte wahrgenommen werden. Die Betroffenen sind dort mit dem auf sie eingestellten professionellen Personal unter sich und können neue Formen der Routine, der Normalität, Solidarität und sogar der humorvollen Selbstwahrnehmung entwickeln. Anders als im Vergleich mit der bisherigen Lebenswelt sind diese Orte nicht nur von einer oppositionellen Logik von Verbesserung versus Verlust bestimmt, sondern auch von bereichernden Logiken der Bewusstwerdung, Selbstfindung, Entwicklung und Reifung, Akzeptanz, des Abschiednehmens oder des Ganz- und Heilwerdens durchzogen.

2.

Bilder einer Ausstellung. Bilder, die uns irgendwo anfangen lassen. Und uns dann im Kreis gehen lassen, herum und immer wieder herum. Bis wir wieder am Ausgangspunkt angekommen sind. Dem Ausgangspunkt, der allerdings nicht der Anfang ist. Und schon gar nicht das Ende. In diesem Kreis sind wir getrieben, fort und fort. Wir sehen Neues und Anderes, Vertrautes und Fremdes. Wir sehen uns im Bild und das Bild in uns. Aber wann und wo sehen wir den Anfang? Ist er vielleicht nur am Ende zu haben?

Es sind die Bilder, die uns im Kreis treiben. Die, die da hängen, und die, die wir in uns tragen. Unsere inneren Bilder, die ebenso unsere inneren Haltepunkte sind wie unsere inneren

Konflikte. Aber anders als diese Bilder hier, die wir einfach hängen lassen und uns abwenden könnten, anders als diese Bilder hier lassen uns die inneren Bilder selten zur Ruhe kommen. Sie drehen sich fort, sie treiben uns fort, besonders in der Nacht, wenn alles ruht und niemand mehr aufbricht und hinaufgeht – es sei denn, es geht um das Ende.

Dennoch teilen auch die Bilder hier noch ein Motiv mit den inneren Bildern, die uns treiben. Denn: Welche Bilder sind es eigentlich, die uns treiben? Sind es die Bilder, die klar und deutlich vor uns stehen – so bedrohlich sie auch sein mögen? Sind es die Bilder, die uns endlich zeigen, was ist – das Röntgenbild, der Ultraschall oder das MRT? Oder sind es die unscharfen Bilder? Die Bilder, die noch keine Kontur erkennen lassen und noch keine klare Farbe? Die Bilder, die diffus sind, die eine düstere Ahnung enthalten, die nur schemenhaft zu Papier gebracht werden kann? Die Bilder, die eine Ankündigung in sich tragen, zum Beispiel die Ankündigung einer harten Diagnose? Ja, es sind vor allem diese diffusen Bilder, die uns treiben. So diffus, wie die Bilder von Gerhard Mevissen.

Diffuse Bilder sind treibende Bilder, weil sie Furcht und Zuversicht, Angst und Hoffnung noch gleichermaßen in sich tragen, ohne dass schon ausgemacht wäre, ob die Angst überwiegen muss oder die Hoffnung überwiegen darf. Es sind Bilder, die uns so sehr ins Offene setzen, dass der Blick und damit das Ich jeden Halt verliert. Das erklärt, weshalb wir nach dem Warten mit den diffusen Bildern uns nach dem klaren Bild sehnen – selbst dann, wenn das klare Bild die größte Angst bestätigt. Denn das klare Bild lässt nicht nur den Blick und damit das Ich wieder Halt finden, es lässt auch aus der diffusen Angst die konkrete Furcht werden. Mit der sich umgehen lässt, die sich in Worte und Handlungen übersetzen lässt.

3.

Bilder einer Ausstellung. Bilder in ruhigen Farben: Gedeckte Erdfarben, helles Braun und Grün, leichtes Wasserblau und leuchtendes Dottergelb – Farben der frischen Natur, gerade vom Eise befreit. Die Farben sind ruhig, sie erden deshalb auch uns, lassen uns sein, was wir sind. Geschöpfe Gottes, Geschöpfe seiner Natur, eins und einig mit Allem.

Allein, das Auge hängt fest, und das Herz noch mehr: Rote Farbflecken, unregelmäßig, mal kaum zu sehen so klein, mal aus dem Bild heraus schreiend, Alarmstufe rot. Das Auge hängt fest, und das Herz noch viel mehr. Was ist das für ein Rot? Ist es innen oder außen, pulsierend oder still getrocknet? Aufreizend öffnend wie eine Vagina oder ins Innerste verdichtet wie der Schmerz? Blut der Lust oder Blut der Passion?

Ist das Rot erst entdeckt, hängt das Auge fest – und das Herz noch mehr. Beides rasend, weil das Rot des Orgasmus so absolut ist wie das Rot des Schmerzes, alles absorbierend, in sich ziehend, das Ich – ein einziges Rot. Und ist das Rot erst entdeckt, wandeln sich auch die anderen Farben. Ist das noch das Braun der Frühlingserde und ist es noch das Grün des zarten Blätterflaums? Wie nahe sind das Braun und das Grün an den Farben von Exkrementen, von Erbrochenem und Eiter. Wie verblüffend schnell können die Farben des Frühlings umschlagen in die Farben des Verfalls.

Ein Leben in Krankheit und Krise ist von solchen Umschlagphänomenen gezeichnet – die heute noch freundliche Offenheit steht morgen für das Bodenlose, das heute noch freundliche Frühlingsbeet steht morgen für den Grabhügel, die heute noch erotische Sinnlichkeit des Leibes trägt morgen die Signatur der endlichen und elenden Körperlichkeit. Farben der Krankheit und Farben des Lebens – wie nahe sie einander doch zuweilen sind.

4.

Bilder einer Ausstellung. Bilder zwischen Lust und Liebe, Krankheit und Leid. Bilder der Passion. Bilder, die uns zentrieren, Bilder, die den Cruzifixus zitieren und die das Kreuz in ihre Mitte nehmen. Das Kreuz, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Das Kreuz, das eindeutig sagt, was ist. Das Kreuz und der Crucifixus, die auszusprechen und ins Bild zu setzen wagen, wie zermürbend der Schmerz ist, wie geschunden der Leib, wie brutal das Sterben. Wie kommt es, dass ausgerechnet die diffusen Bilder mit dem diffusen Crucifixus das Kreuz so zitieren, dass es mit aller Klarheit vor uns steht? Und wieso ist es möglich, dass die Klarheit und Eindeutigkeit des Kreuzes Menschen bis heute so umtreibt, obwohl es doch eher die diffusen Bilder sind, die uns bewegen?

Die Antwort liegt im Symbol des Kreuzes. Das Kreuz ist in der Verbindung von „Kreuz und Auferstehung“ zu *dem* Kerngedanken und zentralen Narrativ im Christentum geworden. Obwohl es streng genommen aus zwei Bildern besteht, nämlich dem „Kreuz“ (und dem Karfreitag) einerseits und der „Auferstehung“ (und Ostern) andererseits – obwohl es zwei Bilder sind, sind diese beiden Bilder nur als ein Ganzes zu verstehen: Der Sinn des einen Bildes ergibt sich nur aus dem Sinn des anderen. Die bis heute erstaunliche Leistung des christlichen Glaubens besteht darin, das Kreuz – ein brutales Folterinstrument politischer Machtdurchsetzung, das an Klarheit nichts zu wünschen übrig lässt – sowohl als tröstliches Identifikationsmedium für menschliches Leid als auch als kontrafaktische, dem Leiden

bewusst entgegengestellte Sehnsuchtshoffnung der Überwindung von Leid zu etablieren. Das tröstliche Identifikationsmedium für menschliches Leid ist der Crucifixus – denn seine Figur sagt: Gott selbst nimmt Leid und Tod auf sich. Die kontrafaktische, dem Leiden bewusst entgegengestellte Sehnsuchtshoffnung ist das leere Kreuz des Auferstandenen – denn es sagt: Gottes Kraft transzendiert Leid und Tod. Es ist diese in ein einziges Bild geronnene doppelte Bildhaftigkeit, die für die dynamische Kraft des Christentums bestimmend ist. Und zwar ungeachtet der dem Christentum leider ebenfalls eigenen Anfälligkeit, seine symbolische und institutionelle Kraft in der Geschichte gewaltsam zu missbrauchen. Denn bis hin zu den Befreiungstheologien des 20.Jhs. sind es die paradoxen Vorstellungen des nahen, aber unvollendeten Reiches Gottes, des leidenden Erlösers und des unerwarteten Lebensgewinns, die Menschen in menschenunwürdigen, individuell und sozial lebensbedrohlichen Situationen sowohl aus- und standhalten als auch aufbegehren lassen.

Kreuz und Auferstehung sind deshalb nur in ihrer Wechselwirkung zu verstehen. Wer nur auf das Kreuz schaut, ohne jemals vom Auferstehungsglauben gehört zu haben, der/die wird zu Recht nichts als ein Folterinstrument und einen elendiglich geschundenen Körper erblicken. Das größte Missverständnis im Umgang mit dem Kreuz ist ja, es als Instrument des Todes vor sich herzutragen. Das Kreuz per se enthält keinerlei Heilsbotschaft. Seine Kraft entfaltet das Kreuz, wenn es – wie in dieser wunderbaren Kirche (St. Edith Stein) – als leeres Kreuz getragen wird, als Symbol des überwundenen Todes. Denn zur Heilsbotschaft werden Kreuz und Crucifixus nur dadurch, dass man die Geschichte weitererzählt. Dann wird durch den Crucifixus hindurch das leere Kreuz sichtbar, das die Überwindung des Todes symbolisiert. Aber zugleich – deshalb ist der Gekreuzigte so wichtig – erlaubt der Blick auf diesen geschundenen Leib die Identifikation mit ihm. Wenn ein Mensch selbst von Krankheit und Leid ausgemergelt ist, dann wäre ihm oder ihr ein adonishafter, triumphaler Gott fremd, denn dieser Mensch hätte nichts (mehr) mit ihm gemein. Im Gekreuzigten hingegen sehe ich als kranker, ausgemergelter, verfallender Mensch mein Spiegelbild – aber ich sehe es verbunden mit der Botschaft, dass es ausgerechnet *dieses* Spiegelbild sein soll, in dessen Horizont das leere Kreuz aufscheint.

5.

Bilder einer Ausstellung. Diffuse Bilder, die uns zentrieren, Bilder, die den Cruzifixus zitieren und die das Kreuz in ihre Mitte nehmen. Die Kunst in diesem Raum hat die Theologie damit ins Bild gesetzt: Denn richten wir unseren Blick auf Gott, dann steht immer die gleiche Frage

im Raum: Wie das Undarstellbare darstellbar machen? Wie das Abstrakte mit dem Konkreten erfassen? Wie das Konkrete in die Freiheit des Abstrakten entlassen? Wie das eigene Leben im Diffusen finden? Wie das Diffuse für das eigene Leben zum tragenden Grund werden lassen? Der Künstler ringt mit dieser Frage ebenso wie die Theologin.

Aber für den Künstler wie für die Theologin und für alle Menschen, die diese Bilder betrachten, gilt auch dies: Zwischen dem Diffusen und dem Konkreten, dem Undarstellbaren und dem Darstellbaren, zwischen dem eigenmächtigen Handeln und dem Ausgeliefertsein, braucht es am Ende ein Stück Vertrauen. Jenes Vertrauen, das uns unsere Vorstellungen vom Konkreten loslassen lässt, das wir immer nur im Hier und Jetzt zu haben meinen.

Deshalb ist das wichtigste Bild dieser Ausstellung nicht das, das oben hängt – auch wenn es unseren Weg bis zum Ende bestimmt. Sondern das wichtigste Bild liegt auf diesem Altar. Es kann nicht aufgehängt werden, weil dann der Künstler oder der Zufall über seinen Ort entscheiden würden. Nein, das wichtigste Bild muss auf dem Altar liegen, weil das der Ort ist, auf den unser Blick von selbst gelenkt wird. Weil das der Ort ist, der diesen Raum und unser aller Blicke in diesem Raum zentriert. Auf das Kreuz und auf das Licht.

Doch was ist das wichtigste Bild? Es ist ein Wort. Und zwar eines, das flüchtig ist, eines das sich entzieht, eines das um die bleibende Kraft des Loslassens weiß: Es ist das Wort des Auferstandenen: „obwohl ich erst da bin, wenn ich gehe“ (R. Juarroz). Es ist dieses Wort, das uns auf die täglich neue Präsenz Gottes hoffen und vertrauen lässt, weil es ihn in uns selbst transzendent werden lässt.

Es ist deshalb dieses Wort, das uns die Kraft geben kann, den Kreislauf zu durchbrechen, aufzubrechen und hinaufzugehen – so wie es einst Mose tat. Die Kraft und den Mut, der Stiftshütte hinterher zu ziehen, so wie es einst das Volk Israel tat. Die Kraft und die Hoffnung, um die Sturmstillung zu bitten, so wie es einst die Jünger*nnen taten. Am Ende braucht es dieses Vertrauen, hinaufzugehen und zu suchen. Um das Ende zu finden, das immer erst der Anfang ist.

Das Bild, das in dieser Ausstellung am Ende steht, ist in blau gehalten, in blau und weiß, die die Farben des Himmels sind. Des Himmels, dem Ort des Vertrauens, dem Ort, der offen und ungeklärt ist, der Ort, an dem wir noch nicht sehen, wie es weitergeht. Auch der Himmel, vielleicht sogar ganz besonders der Himmel, ist ein Ort der Krisenverdichtung. Nur anders. Er ist der Ort, an dem sich die Farbe der Krise ändert: Sie trägt nicht länger das Schwarz des Abgrunds. Sie wird blau und weiß, weil am Ende auch von der Krise anders zu sprechen ist:

Der Himmel symbolisiert die Krise als Wende, als Kehre, Umkehr, Umbruch, Aufbruch, Neubeginn und als neues Leben.

Doch selbst hier gilt: Das Bild, das am Ende steht – oder ist es der Anfang? – Das Bild, das am Ende steht, zeigt sich nicht auf den ersten Blick. Es ist verborgen, es entzieht sich, damit es sich zeigen kann zur rechten Zeit. Deshalb: Auf, lasst uns gehen, lasst uns hinaufgehen, um es zu suchen und zu finden.

Kontaktadresse der Autorin:

Univ.-Prof. Dr. Cornelia Richter
Abt. für Systematische Theologie und Hermeneutik
Evangelisch-Theologische Fakultät
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Am Hof 1, 53113 Bonn, R. 1.106
Tel.: #49/(0)228/73-4171
E-Mail: cornelia.richter@uni-bonn.de

Für Ihre Fragen: www.theol-updates.uni-bonn.de